

I

Als es das Gleisbett noch gab und der Schienenstrang noch nicht bizarr auseinandergerissen in die Höhe ragte, dauerte es genau zwölf Sekunden, bis die S-Bahn von Charlottenburg nach der Fahrt unter der letzten Signalbrücke hindurch den Bahnhof Savignyplatz erreichte. Zwölf Sekunden für sieben Leben. Der Westwind trug das Geräusch der sich nähernden S-Bahn herüber, dann tauchte der Triebwagen hinter der Häuserzeile auf, durchfuhr die sanft geschwungene Kurve, passierte die Signalbrücke und näherte sich dem Bahnhof. Die sieben Wartenden auf dem Bahnsteig schauten auf, der S-Bahn entgegen. Keiner von ihnen ahnte, was sie alle in diesem Moment verband: die Gewissheit, in elf, zehn, neun Sekunden zu sterben.

Acht. Ganz links der Fotograf, in der Hand seine neue Großformatkamera, mit der er die Hoffnung verband, seinem einsam gewordenen Leben neuen Auftrieb zu geben. Sieben. Etwas vor ihm die Mutter mit den Zwillingen, die erschöpft ihre streitenden Jungen zu bändigen suchte und sich fragte, wie sie die beiden bis zum Abend beschäftigen sollte. Sechs. Auf der rechten Seite im Schatten des Fahrkartenautomaten der blasse Mann, der darüber nachdachte, ob er seine Frau oder sich selbst umbringen sollte. Fünf. Und in der Mitte vor ihnen allen das Liebespärchen, das sich zum Abschied eng umschlungen küsste und schon drei S-Bahnen hatte fahren lassen.

Vier. Die sieben Menschen lösten sich von ihren Plätzen, kniffen die Augen zusammen ob des Staubs, den die einfahrende Bahn aufwirbelte: ein Kurzzug, Linie S 7 Richtung

Ahrensfelde. Drei. Ohne zu stoppen, überfuhr der Zug die vorgesehene Haltemarkierung, bremste beim hinteren Halteschild am Rande der Überdachung. Zwei. Unmut, eilige Bewegungen der Bahn hinterher. Eins. Die letzten Schritte, siebenmal.

Null.

Die Explosion des unterhalb der Bahnsteigkante angebrachten Sprengsatzes riss die sieben Menschen schlagartig auseinander. Das Gleisbett zerbarst, die Schienen bogen auf, schleuderten zur Seite wie wildgewordene Schlangen, die den davontaumelnden Körpern der Sieben hinterher schnappten.

Für Bruchteile von Sekunden blieb das grellorange Licht der Explosion auf den Netzhäuten der sieben haften, dann zersetzten die in den Sprengsatz eingelassenen Metallsplinter ihre verletzlichen Körper, zerrissen Nerven, Sehnen, Muskeln, Knochen, Gehirne.

In den Nachrichten hieß es an diesem Abend: Hätte der S-Bahn-Fahrer seinen vollbesetzten Zug ordnungsgemäß am ersten Halteschild gestoppt, hätte es eine Katastrophe gegeben. So gab es nur sieben Tote.

*

Paul Selig saß in seinem Wagen, starrte stumm durch die Windschutzscheibe. Die Kollegen von der Schutzpolizei hatten die Aufgänge zum S-Bahnsteig abgesperrt, eine blonde Polizistin stand vor dem rot-weiß gestreiften Plastikband, ertrug mit blasserem Gesicht die Proteste der Fahrgäste, während sie für die gerade eingetroffenen Mitarbeiter der Spurensicherung das Absperrband anhob.

Der Wind trieb eine Staubwolke vor sich her, umhüllte für einen Moment Seligs Wagen. Feiner Sand prasselte auf den stumpfen Lack. Selig rührte sich nicht. Eigentlich hätte er

aussteigen müssen, seinen Ausweis zeigen, hinauf zum Tatort gehen. Doch er zögerte. Wie oft schon hatte er sich genau diese Situation ausgemalt: als erster Kommissar am Tatort, entschlossen die Ermittlungen an sich nehmend, souverän in seinem Auftreten, sicher in seinen Entscheidungen. Dies aber war kein Tagtraum. Niemand außer ihm war hier, Becker nicht, auch nicht Wagner oder Zinkowsky. Er war der einzige Kommissar aus ihrer Polizeidirektion, den der aufgeregte Beamte aus der Notrufzentrale erreicht hatte. Und das hatte sich offensichtlich in der vergangenen Viertelstunde nicht geändert.

Jemand klopfte an das Seitenfenster des Wagens, Selig zuckte zusammen: Die blonde Polizistin war an den Wagen getreten, blickte ihn ernst an. Selig ließ die Scheibe herab: »Ja?«

»Kommissar Selig?«

Selig nickte, die junge Frau öffnete die Tür, Selig stieg aus, dankte, ging hinüber zum Treppenaufgang und bückte sich unter dem Absperrband durch, das die Polizistin für ihn anhub. Steinbrocken und Mörtel knirschten unter seinen Füßen, als Selig die Treppe hinaufging, zweiundvierzig Stufen, Selig zählte mit, ohne den Blick zu heben. Dann hatte er den Bahnsteig erreicht.

Das Erste, was er sah, war der grotesk verbogene Schienenstrang. Einer modernen Skulptur gleich, ragten die losen Enden in den Himmel, vier Arme, flehend ausgestreckt, geboren aus der brutalen Gewalt, mit der die Bombe das Gleisbett aufgerissen hatte. Dann fiel ihm die Stille auf. Ärzte und Sanitäter, Polizisten und Feuerwehrleute, sie alle arbeiteten schweigend, im Bewusstsein, nichts mehr retten zu können. Jeder schien zu wissen, was er zu tun hatte.

Selig versuchte das Bild, das sich ihm bot, aufzunehmen, doch die Bewegungen der Menschen verschmolzen zuneh-

mend zu einer pulsierenden Masse, deren Zentrum ein kleiner Gegenstand war, der unter einem Mülleimer lag, fast zerfetzt und kaum zu erkennen: eine abgerissene Hand. Das Rot eines lackierten Fingernagels leuchtete durch die graue Schicht aus Dreck, Staub und Blut, die sich über die schlanken Glieder gelegt hatte.

Paul Selig drehte sich um und übergab sich.

2

Lisa sah, wie Weyland blass wurde, als er die Notiz las, die sie ihm zugesteckt hatte. Langsam faltete er den kleinen Zettel zusammen, dann stand er auf, entschuldigte sich bei seinen Gesprächspartnern und verließ den Konferenzraum. Lisa folgte ihm. Sie sprachen kein Wort, während sie den kurzen Weg hinüber in sein Ministerbüro gingen. Weyland schloss die Tür hinter ihnen, ging zu der filigranen Sitzgruppe und ließ sich in einen der Sessel fallen. »Das war's dann wohl.« Er seufzte, dann blickte er Lisa an. »Was wissen Sie?«

Lisa war an der Tür stehen geblieben und hatte den Innenminister stumm beobachtet, jetzt ging sie zu ihm, setzte sich in den Sessel gegenüber, zog mit einer geschickten Bewegung ihren engen Rock zurecht. »Die Bombe ist kurz nach 10 Uhr explodiert, am Gleis Fahrtrichtung Osten.«

»Wie viele Opfer?«

»Das wissen wir noch nicht genau. Nicht mehr als zehn. Die Passagiere, die auf dem Bahnsteig gewartet haben.«

Der Innenminister ächzte. »Die Presse wird uns zerreißen.« Ärgerlich sah er Lisa an. »Wie konnte das passieren? Na los, sagen Sie schon!«

Lisa antwortete nicht, ließ ungerührt den Ärger an sich abprallen. Seit über sechs Jahren arbeitete sie nun schon im Innenministerium und hatte es in dieser Zeit bis zur persönlichen Beraterin des Ministers geschafft. Sie kannte Horst Weyland besser als die meisten hier im Haus: seine Raffinesse, seinen Scharfsinn, sein Gespür für Macht, gepaart mit arrogantem Selbstbewusstsein sowie einem im Alter zunehmenden Starrsinn, der ihn unberechenbar machte, für seine Gegner wie für seine Freunde. Lisa verbrachte mit ihm mehr Zeit als seine Frau. Seine Frau war darüber nicht böse, und Lisa verstand sie.

Weyland hatte sich aufgerichtet, jetzt sank er wieder in sich zusammen. Erschöpft strich er sich durchs graue Haar. Die vergangenen Wochen hatten ihre Spuren hinterlassen, er wirkte müde und alt, zeigte nichts von der vitalen Kraft, mit der er in Pressekonferenzen und TV-Diskussionen seine Zuhörer für sich einnahm.

»Ich schätze«, sagte er mit ehrlichem Bedauern, »wir werden nach der Wahl unsere Schreibtische räumen müssen.«

Lisa blickte ihn stumm an. Dann schüttelte sie langsam den Kopf. »Nein.«

Weyland schaute verblüfft auf.

»Nein, das denke ich nicht«, wiederholte sie.

Weyland lachte bitter. »Frau Westphal, Ihr Optimismus in allen Ehren, aber ich denke nicht, dass uns blauäugiges Wunschdenken jetzt weiterhilft. Selbst wenn es ...« – der Innenminister warf einen wohlgefälligen Blick auf Lisas Beine – »... so attraktiv daherkommt wie Sie.«

Lisa ignorierte die Bemerkung, zog einen Zettel aus der Tasche. »Sie verkennen die Lage. Ich glaube, uns eröffnet sich gerade eine sehr große Chance, die Wahl zu gewinnen.« Sie reichte Weyland den Zettel. »Das sind die Namen der ersten Opfer, die identifiziert werden konnten.«

Der Innenminister nahm seine Lesebrille hervor, las den Zettel und stutzte. Er schaute Lisa verblüfft an, ließ die Hand sinken. »Und Sie sind sich sicher?«

Lisa nickte.

Weyland stand auf, ging nachdenklich zum Fenster, blickte hinaus. Dann drehte er sich zu Lisa um. »Was haben Sie vor?«

3

Der dritte Bombenanschlag im Zentrum Berlins innerhalb von nur zwei Wochen beherrschte die Titelseite der Gratiszeitung, die die junge, in den Farben ihres Verlages gekleidete Frau den vorbeihastenden Passanten entgegenstreckte. Alexander Kaskan mochte die aufdringliche Aufmachung der Zeitung nicht, doch er nahm sie trotzdem jeden Abend, wenn er den U-Bahnhof betrat, bot sie doch eine willkommene Ablenkung während der immer gleichen Fahrt durch die grauen U-Bahn-Tunnel der Stadt. Diesmal jedoch widmete er den reißerischen Überschriften keine Aufmerksamkeit. Obwohl er seit der Haftentlassung seine Tage in einem muffigen Bürogebäude in Neukölln verbrachte, hatten ihn seine alten Instinkte noch nicht verlassen: Kaskan spürte, er wurde verfolgt.

Die U-Bahn fuhr ein, Kaskan stieg in einen der Wagen, ging den Mittelgang entlang und verließ die U-Bahn sofort wieder. Sein Verfolger, ein kräftiger, elegant gekleideter Mann um die vierzig, tat es ihm gleich. Kaskan eilte die Treppe hinauf zum Bahnsteig der S 46 und stieg in den ersten Zug, der einfuhr. Der Fremde betrat den Waggon kurze Zeit später, gerade als sich die Türen schlossen.

Kaskan setzte sich, schlug seine Zeitung auf, musterte über den Rand hinweg den Mann, der ihn verfolgte: 1,80 Meter groß, gepflegt, glatt rasiert, perfekter Haarschnitt, in einem unauffälligen Anzug mit einer leichten Ausbuchtung unterhalb der linken Achsel, die man nur bemerkte, wenn man bewusst darauf achtete. Kaskan kannte diese Ausbuchtung, und er wusste, wer sie benötigte: In seinem vorherigen Leben waren er und der Mann, für den er gearbeitet hatte, ständig von Leibwächtern umgeben gewesen.

Kaskan entschied, sein Verfolger war ungefährlich, und im gleichen Moment verlor er das Interesse an ihm. Er stand auf, ließ seine Zeitung ungelesen auf dem Sitz liegen und stieg an der nächsten Station aus, ging hinunter zum Taxi-stand, ließ sich von einem der wartenden Fahrer in das Viertel fahren, in dem er wohnte.

Wie jeden Freitag steuerte Kaskan die triste Eckkneipe gegenüber seiner Wohnung an. Er hatte vor, sich zu betrinken wie so häufig am letzten Abend der Arbeitswoche, der für ihn der Beginn eines langen, einsamen Wochenendes war. Wie jeden Freitag saßen dieselben traurigen Gestalten an den abgewetzten Tischen und vor dem wuchtigen, mit gedrechselten Mahagonisäulen verzierten Tresen. Kaskan setzte sich, der Wirt kam eilig herbei, stellte ihm unaufgefordert ein Glas Rotwein hin. Kaskan mochte den Wirt nicht, seine joviale Art, seinen fetten, Schweiß ausdünstenden Körper. Doch der Wein, den er ausschenkte, war akzeptabel, und der Weg hinüber zur Wohnung kurz, wenngleich nach manchen Freitagabenden immer noch zu lang. Kaskan nahm das Glas, leerte es in einem Zug, orderte das nächste. Der Wirt, der unbemerkt hinter Kaskan stehen geblieben war, grinste und schenkte nach.

Als der Fremde die Kneipe betrat, verstummten für einen kurzen Moment die Gespräche: Hier, in dieser schäbigen

Umgebung, zog der Unbekannte sofort alle Blicke auf sich. Den Mann schien das nicht zu stören. Suchend schaute er sich um. Kaskan lehnte sich abwartend zurück. Er hatte durchs Fenster beobachtet, wie der Fremde draußen vor dem Eingang der Kneipe telefoniert hatte. Jetzt trat der Mann an Kaskans Tisch, offensichtlich hatte er den Auftrag bekommen, mit Kaskan Kontakt aufzunehmen.

Kaskan deutete auf den Stuhl, der Fremde knöpfte sein Jackett auf und setzte sich. Für einen kurzen Moment war die kleine kompakte Waffe in dem Holster unter der linken Achsel zu sehen. Der Fremde war nervös, es schien ihm nicht zu behagen, was vor ihm lag.

Kaskan sprach als Erster. »Für wen arbeiten Sie? Für den Sicherheitsdienst des Kanzleramtes? Oder für den Chef höchstpersönlich?«

Der Fremde schüttelte den Kopf. »Frau Westphal schickt mich. Sie sagte, Sie kennen sie. Ich soll Sie zu ihr bringen.«

Kaskan war perplex, damit hatte er nicht gerechnet. Er hatte Lisa seit dem Prozess nicht mehr gesehen, bis auf jene Nacht in seiner Wohnung, als sie ihm sein Adressbuch und andere Unterlagen aus seinem alten Büro geschmuggelt und zu ihm gebracht hatte.

»Warum?«, fragte Kaskan.

»Das«, entgegnete der Fremde, »sagt Ihnen Frau Westphal lieber selber.«

Kaskan wandte sich ab, griff nach seinem Weinglas, beachtete den Fremden nicht mehr. Der Mann zögerte.

»Es geht um Ihre Tochter«, sagte er.

Kaskan drehte sich um. »Was ist mir ihr?«, fragte er.

Der Fremde zögerte erneut. »Sie wissen von dem Bombenattentat?«

Kaskan wurde blass, suchte im Gesicht des Mannes eine Antwort auf seine unausgesprochene Frage. Der Fremde

schlug die Augen nieder. Kaskan spürte, wie sein Mund austrocknete. Er stand auf und legte einen Geldschein auf den Tisch, der Fremde erhob sich ebenfalls, ging ohne ein weiteres Wort zur Tür. Kaskan folgte ihm. Es gab nichts mehr zu sagen.

*

Lisa erwartete sie vor dem Haupteingang des Instituts für Pathologie auf dem Gelände der Charité. Kaskan schaute sie an in der irrationalen Hoffnung, alles würde nur ein Irrtum sein und sich nun auflösen. Lisa umarmte ihn, Kaskan ließ es zu, ohne die Berührung zu spüren. Sie löste die Umarmung, ließ ihre Hände auf den seinen liegen. »Bitte verzeih mir«, sagte sie, »dass ich dich beobachten ließ. Ich wollte erst ganz sicher sein, bevor ich ...«

»Wo ist sie?«, unterbrach Kaskan sie.

Lisa zögerte, dann bedeutete sie dem Sicherheitsmann, auf sie zu warten. Sie drehte sich um, führte Kaskan in das Institut, unter dem Kreuzgewölbe hindurch, die Treppe hinauf und weiter den Gang entlang, hinüber zum Sektionsgebäude. Hohl hallte das Geräusch ihrer Schritte von den Wänden wider.

»Wir mussten sie hierherbringen. Die Kühlräume im Franklin-Klinikum sind seit dem Anschlag in der letzten Woche übervoll.«

Kaskan antwortete nicht. Schweigend gingen sie die Treppe hinab und betraten den hell ausgeleuchteten Kühlraum, an dessen Längsseite drei übereinandergeschichtete Reihen von Stahltüren Kaskan an den Friedhof von Pájara erinnerten, wie er irritiert bemerkte. Lisa warf ihm einen forschenden Blick zu. Dann, mit einer entschlossenen Bewegung, öffnete sie eine der Türen und zog die Schublade auf.

Der Körper, der sich unter dem grauen Tuch abzeichnete,

war eigentümlich unvollständig, wie ein Puzzle, bei dem die wichtigsten Teile fehlten. Die größte Erhebung, unter der der Kopf sein musste, war nun auf Höhe von Kaskan. Lisa nahm die Ecken des Tuches, zog den Stoff behutsam ein Stück zurück, so dass der Kopf bis zum Halsansatz zu sehen war. Kaskan starrte auf das Gesicht, das er so gut kannte. Die Umgebung um ihn herum schien sich nach innen zu stülpen und sein Herzschlag nach außen, ein dunkles Pochen, das den ganzen Raum auszufüllen begann. Kaskan war unfähig, sich zu bewegen. Wie festgesogen haftete sein Blick auf dem nachlässig von Dreck und Blut gereinigten Gesicht, dessen geschlossene Lider den Eindruck vermittelten, das dazugehörige, aus seinen Einzelteilen zusammengepuzzelte junge Mädchen unter dem Tuch würde schlafen.

»Alexander, hörst du mich? Alex!«

Wie aus weiter Ferne hörte Kaskan Lisas Stimme, und ein Teil von ihm begriff, seine Tochter lag dort, Isabel, sein einziges Kind. Sie war alles, was er auf dieser Welt liebte. Kaskan räusperte sich, suchte seine Stimme, bevor er sprach.

»Ich will sie sehen. Ganz.«

Lisa schüttelte den Kopf. »Bitte, tu dir das nicht an!«

Kaskan blickte Lisa wortlos an. Lisa zuckte innerlich zusammen, sie kannte diesen Blick und wusste, Kaskan duldet jetzt keinen Widerspruch. Sie zog das Tuch vom Körper.

Regungslos blickte Kaskan auf seine Tochter, vielmehr auf das, was der direkt vor ihr explodierte Sprengkörper zurückgelassen hatte. Der Rumpf war von der Hitze gekrümmt, die orangefarbene Kunstfaser des bauchfreien Tops hatte sich mit der Haut darunter zu einer verschrumpelten schwarzen Schicht verbunden. Das eine der von der Wucht der Explosion abgetrennten Beine lag schwarz verkohlt an der Stelle, wo es hingehörte. Das zweite war in mehrere Teile zerrissen, die Haut von der Hitze aufgeplatzt, das Fleisch

darunter von den Metallsplintern zerfetzt. Die Hälfte des Unterschenkels fehlte, genau wie ein Teil des linken Arms. Der rechte Arm hingegen war unversehrt, als sei er geschützt gewesen durch den Körper eines Menschen, um den sie ihren Arm gelegt hatte. Kaskan starrte auf den blauen Armreif, der das Handgelenk umschloss, er kannte ihn, er hatte ihn Isabel zum Abitur geschenkt.

»Sie war mit einem Mann dort, vermutlich ihrem Freund«, sagte Lisa. Sie wies auf die Kühlschublade rechts über ihnen. »Er liegt dort. Kannst du ihn?«

Kaskan reagierte nicht. Er blickte auf den verstümmelten Körper seiner Tochter, nahm jedes Detail in sich auf, wie um den Anblick für alle Zeiten in seinem Gedächtnis einzufrieren. Dann drehte er sich um, ließ Lisa stehen und verließ den Raum.

4

Kommissar Paul Selig stand mit geöffnetem Mund im Büro des Innenministers und bewegte hilflos die Lippen wie ein Fisch, der auf dem Trockenen liegt und nach Luft schnappt. Wie so häufig, wenn er unter Stress stand, hing Selig fest, er suchte vergeblich nach der zweiten Silbe des Wortes, das in seinem Kopf war und sich weigerte, seinen Mund zu verlassen. Weyland betrachtete den Kommissar mit zunehmender Unruhe.

Selig hasste sich in diesem Moment: wegen seines Stotterns, wegen seiner verschwitzten Hände, wegen des Blutflecks auf seinem Hemd, der vom Rasieren stammte und den er erst im Büro bemerkt hatte. Er holte tief Luft, um seinen zerstückelten Satz erneut zu beginnen, doch der Innenmi-

nister unterbrach seinen hilflosen Versuch, den ersten Eindruck vom Ort des Anschlages zu schildern: »Vielen Dank, Herr Selig. Schicken Sie mir einfach Ihren Bericht! Und viel Glück! Ich bin davon überzeugt, Sie werden Ihr Bestes tun.« Weyland legte seine linke Hand auf die Schulter des Kommissars, reichte ihm gleichzeitig seine rechte und schob ihn mit einer vielfach geübten Bewegung Richtung Tür. Selig nickte unsicher und verließ das Büro, ohne zu bemerken, dass sich eine in die Wandtäfelung eingelassene zweite Tür in seinem Rücken geöffnet hatte: Lisa betrat den Raum. Sie sagte kein Wort, auch nicht, nachdem sie Paul Selig erkannt hatte.

Weyland schloss die Tür hinter dem Kommissar, drehte sich zu Lisa um, blickte sie fragend an. »Wie hat er es aufgenommen?«

»Wer?« Lisa brauchte einen Moment, Weylands Frage zu begreifen.

»Kaskan.«

Lisa zuckte mit den Schultern. »Ich weiß nicht. Schlecht, glaube ich. Sie war sein einziges Kind.«

Der Innenminister schwieg einen Moment. Auch wenn er Kaskan nicht mochte und während dessen Zeit als politischer Berater häufig Fehden mit ihm ausgefochten hatte, tat ihm Kaskan in diesem Moment leid. Weyland wischte den Gedanken beiseite. Er war fest entschlossen, seine Karriere als Politiker nicht in diesem Büro und hinter diesem Schreibtisch zu beenden – Gefühle, dies war seine feste Überzeugung, störten bei der Verwirklichung seiner Ziele nur.

Lisa war an das schmale Glasfenster neben der Tür getreten, sie blickte Selig nach. Er war an den Fahrstuhl getreten, hatte den Rufknopf gedrückt, jetzt stand er im Gang und wartete.

»Soll ich mich darum kümmern, dass ein anderer Ermittler den Fall übernimmt?«, fragte Lisa.

Weyland folgte Lisas Blick, schüttelte den Kopf. »Der Polizeipräsident mag es nicht, wenn wir uns in seine Arbeit einmischen. Und den offiziellen Weg über die Staatsanwaltschaft zu gehen, scheint mir unangemessen. Vor allem jetzt, vor der Wahl.« Lisa wusste, er hatte recht, sie hatte seine Antwort erwartet. »Und außerdem«, ergänzte Weyland, »wird der Generalbundesanwalt in Kürze das Verfahren an sich ziehen und den Fall dem Bundeskriminalamt übergeben. Dann ist dieser Selig nur noch ein Ermittler von vielen.«

Lisa spürte eine Bewegung neben sich, Weyland war, während er sprach, neben sie getreten, ein kleines Stück zu nahe, wie sie fand. Lisa wich keinen Zentimeter zurück. Stattdessen wandte sie sich Weyland zu, begegnete seinem Blick, kühl und distanziert.

Der Innenminister zögerte, dann trat er ein Stück zur Seite, ging hinüber an seinen Schreibtisch.

»Sie kümmern sich um Kaskan«, sagte Weyland und blätterte in einigen Papieren. »Ich will wissen, was er vorhat.«

Lisa nickte und verließ das Büro. Als sich die Tür geschlossen hatte, ließ Weyland die Papiere, die er in der Hand hielt, auf seinen Schreibtisch fallen. Er wusste, er würde Lisa niemals beherrschen, geschweige denn ihren nackten Körper berühren, so wie er es sich oft vorstellte. Der Gedanke ärgerte ihn.

Draußen war es dunkel geworden. Ein leichter Wind kam auf, er vermischte die drückende, abgasgesättigte Luft der Stadt mit dem feinen Sandstaub, der sich seit Beginn der Trockenperiode auf die Straßen gelegt hatte. Kommissar Paul Selig steuerte seinen Wagen durch den dichten Abendverkehr, gefangen in seinen Gedanken, wieder und wieder das Gespräch mit dem Innenminister durchspielend. Ein Desaster! Er war sich sicher, die Abberufung von dem Fall würde schon auf seinem Schreibtisch liegen.

Ein abrupt vor ihm bremsender Fahrer zwang Selig in die Wirklichkeit zurück, und für einen Moment verdrängte das durch seine Adern flutende Adrenalin seine Selbstvorwürfe. Er bog von der Charlottenburger Chaussee ab und lenkte seinen Wagen auf den Parkplatz vor der Polizeidirektion, stoppte kurz vor dem Posten, der neben dem massiven, in den Boden versenkbaren Metallpoller stand und die Hand lässig auf der umgehängten Maschinenpistole ruhen ließ.

Wie alle Ministerien und Regierungsgebäude waren auch die sechs Polizeidirektionen nach Beginn der Anschläge in die Gruppe der besonders zu schützenden Objekte aufgenommen worden. Das Referat Verbrechensbekämpfung II, dem Selig zugeteilt war, lag im obersten Stockwerk des Betonriegels. Die schmucklosen Büros boten Selig und seinen Kollegen einen hervorragenden Ausblick auf das gegenüberliegende Klärwerk und die benachbarte Müllverbrennungsanlage, ein pittoreskes Ensemble, dem die Dampfschwaden der drei angrenzenden Kraftwerke eine weiße Krone aufsetzten.

Selig parkte seinen Wagen und ging zum Eingang der Direktion, um seinen Dienstausweis durch das Lesegerät zu zie-

hen. Ein grünes Licht leuchtete auf, dann ertönte ein Schnarren. Selig zog die Tür auf, betrat die Halle.

Mit einem Schlag umgab ihn hektische Betriebsamkeit, eine nervöse Unruhe, dem Tanz eines aufgeschreckten Bienenvolkes gleich. Niemand hatte mit einem neuen Anschlag im Zentrum von Berlin gerechnet, jeder war überzeugt gewesen, die verschärften Sicherheitsmaßnahmen, ermöglicht durch die neuen Sicherheitsgesetze, würden die Attentäter abschrecken oder sie wenigstens auf abseitige Ziele verweisen. Dass es den Terroristen gelungen war, einen Sprengsatz auf der Hauptachse der die Stadt durchschneidenden Bahnlinien zu plazieren, stellte das gesamte bisherige Sicherheitskonzept in Frage.

Eine junge Frau eilte auf Selig zu, es war seine Kollegin Maria, Maria Garcia Fernandez, die jüngste Kommissarin in seiner Abteilung. »Was machen Sie denn hier?«

Selig mochte Maria: Sie war eine wache, schlanke und sympathische Frau, deren einzige Schwäche ihre Zuneigung zu Plüsch und Enrique Iglesias zu sein schien. Seit Selig ihr im Frühjahr ohne zu zögern für drei Tage seinen Wagen geliehen hatte, behandelte Maria ihn mit wohlwollender Freundlichkeit. Ihr Verhalten wurde gespeist durch ihr schlechtes Gewissen: Während Selig sie am Sterbebett ihrer Großmutter in Barcelona währte, war Maria mit ihrem Freund nach Paris gefahren, wo sie sich zwei Tage und Nächte im Hotelzimmer mit ihm stritt und am dritten Tag von ihm trennte. Angespannt sah Maria ihn an. »Sie müssen zum Platz der Luftbrücke, zur Sitzung der Ermittlungsgruppe. Die warten schon auf Sie!«

Selig seufzte, drehte sich wortlos um und ging zurück zum Ausgang.

Maria grinste und unterdrückte die spöttische Bemerkung, die ihr auf der Zunge lag. Dann eilte sie ihm nach. »Das ist

gerade gekommen.« Maria ging neben Selig weiter, reichte ihm eine Klarsichthülle mit einem Thermofax, dessen Ränder aus der Hülle schauten und sich einrollten. »Eine erste Stellungnahme der Kollegen von der Spurensicherung.«

»Und?« Selig blickte fragend auf den enggeschriebenen Text.

»Der gleiche Sprengstoff, die gleiche Bauart. Die Bombe stammt von denselben Attentätern. Die Kollegen vom Landeskriminalamt sind auch dieser Ansicht.«

»Gibt es schon Zeugen?«

Maria schüttelte den Kopf. »Niemand hat etwas beobachtet. Heute nicht und auch nicht die letzten Tage.«

»Was ist mit den Überwachungskameras?«

»Es gibt keine Aufnahmen.«

»Es gibt keine Aufnahmen?« Selig sah Maria ungläubig an.

»Werden die Bilder der Kameras nicht zentral gespeichert?«

»Eigentlich ja. Aber die Verbindung vom Zentralrechner zum Bahnhof Savignyplatz war seit einigen Tagen gestört. Ein Reparaturtrupp, den die Kollegen vor zwei Tagen losgeschickt haben, konnte keinen Fehler finden.«

Sie hatten das Gebäude verlassen und waren über den Parkplatz gegangen, jetzt standen sie vor Seligs Wagen. Selig schloss nachdenklich die Tür auf. Maria sah ihn forschend an. »Und? Nervös?«

Selig antwortete nicht. Er war nervös.

»Einfach nichts sagen«, riet ihm Maria, während der Anflug eines Lächelns ihre Mundwinkel umspielte. Selig warf ihr einen vorwurfsvollen Blick zu. Dann stieg er ein.

*

Alle Blicke wandten sich Selig zu, als er den Konferenzraum im obersten Stockwerk des Polizeipräsidiums betrat. Selig schoss das Blut ins Gesicht. Eilig setzte er sich auf einen frei-

en Platz und begann seine Unterlagen zu ordnen. Für einen Moment, der ihm endlos vorkam, war nur das Rauschen der Klimaanlage zu hören, dann wandte sich die Aufmerksamkeit der Anwesenden wieder dem Mann zu, der am Kopfende des langgestreckten Tisches stand und der gesprochen hatte, als Selig den Raum betrat.

Selig hatte ihn in den letzten Wochen öfter in den Abendnachrichten gesehen: Es war Dirk Rüter, Pressesprecher des Polizeipräsidenten, ein berechnender Karrierebeamter, dessen souveräne Eloquenz Fachkompetenz suggerierte und beruhigend auf all jene wirkte, die ihn nicht kannten. Eine ideale Eigenschaft in diesen Zeiten, fand der Polizeipräsident.

Rüter blickte in die Runde. »Darf ich vorstellen: Kommissar Paul Selig von der Direktion 2. Herr Selig übernimmt für die Kripokollegen des Bezirks den Anschlag am Bahnhof Savignyplatz.« Die anderen nickten Selig kurz zu und warteten ab, während Rüter ihre Namen nannte, um sie Selig der Reihe nach vorzustellen. Die Ermittlungsgruppe bestand aus zwölf Experten der Berliner Polizei sowie des Landes- und des Bundeskriminalamts, sie repräsentierten ein Team von einhundertfünfundzwanzig Männern und Frauen, alles Fachleute auf ihrem Gebiet. Mit am Tisch saßen außerdem neben Dirk Rüter und dem Chef der Ermittlungsgruppe noch zwei Kollegen der Polizeidirektion 3, die als Vertreter der Kripo im Bezirk Mitte die Anschläge am Alexanderplatz und in der Friedrichstraße bearbeiteten.

Selig hörte Rüter kaum zu, seine Gedanken rotierten. Offensichtlich war ihm der Fall nicht abgenommen worden. Oder war das nur ein perfides Spiel, ihn zu demütigen? Nein, niemand in der Runde lachte oder drückte seine Verachtung aus. Er gehörte zum Team. Aber das war unmöglich! Allein dass er vor den Augen der Spurensicherung in den Tatort

gekotzt hatte, wäre Grund genug gewesen, ihn in das Dezeranat für Verkehrsdelikte zu versetzen. Vielleicht war es nur eine Frage der Zeit, bis die Entscheidung des Polizeipräsidenten, ihn abzulösen, hier eintraf ...

»Herr Selig!« Selig zuckte zusammen. Rüther hatte das Wort an einen bärtigen Beamten abgegeben, Matthias Trosche, Abteilungsleiter im Bundeskriminalamt und Chef der Ermittlungsgruppe. Trosche blickte ihn ungeduldig an. »Ihr Bericht, bitte.«

Selig griff reflexartig nach dem Fax und begann kurzerhand, die Stellungnahme der Spurensicherer vorzulesen. Er wusste, er würde in dieser Runde sonst kein Wort herausbekommen. Was er las, war entmutigend: Sie hatten nichts in der Hand, rein gar nichts. Es war unglaublich: Offensichtlich war es den radikal-muslimischen Terroristen gelungen, mitten in der Millionenstadt einen zwanzig Kilogramm schweren Sprengsatz zu plazieren, ohne dass irgendjemand etwas bemerkt hatte. Waren die Menschen in der Hauptstadt tatsächlich schon so abgestumpft, dass es ihnen vollkommen gleichgültig war, was um sie herum geschah?

Selig legte das Fax auf den Tisch und schwieg. Einen Moment lang sagte keiner ein Wort. Dann regte ein blonder Beamter die Diskussion über eine erneute Rasterfahndung an.

Selig starrte auf das Fax. Wieso saß er hier?

In dem Moment durchzuckte ihn ein Gedanke. Selig erstarrte. In ihm begann es zu arbeiten, und alle Energie, die er sonst auf sich und seine Selbstbeobachtung verwandte, richtete sich auf den bohrenden Verdacht in ihm. Nein, das konnte unmöglich sein!

Selig stand auf, hielt sich am Tisch fest. Alle Augen wandten sich ihm zu. »Ich ...« Selig suchte nach Worten. »Mir ist nicht gut.« Den erstaunten Blicken der anderen auswei-

chend, ging er zur Tür. »Einen Moment noch, Herr Selig!« Selig dreht sich um, sah zu Rüter, der aufgestanden war und ihn anschaute. Jetzt kam der Rauswurf.

Der Pressesprecher lächelte. »Bitte teilen Sie mir heute noch die Namen Ihrer Teamkollegen mit, mit Telefonnummern bitte, damit wir sie jederzeit erreichen können.«

Selig nickte stumm. Dann verließ er den Raum. Draußen vor der Tür blieb er stehen, lehnte sich an die Wand, erschöpft, erschrocken.

Er musste sich irren!

Selig dachte nach, fieberhaft und voller Angst. Was war, wenn sein Verdacht stimmte?